

Architektur in der Pflege

Zwischen Norm und Identität

Zusätzliche Kapazitäten für die Pflege und das Wohnen im Alter zu schaffen, ist eine der Aufgaben, welche die Branche zu lösen hat. Aber wie kann dieser Prozess erfolgreich gestaltet werden?

Stefan Arend vom **Institut für Sozialmanagement** und Neue Wohnformen sowie **Jörg Fischer** von **Feddersen Architekten** erörtern fünf Themenfelder zwischen Funktionalität und Kreativität.

Der Bedarf an Pflegeimmobilien ist groß, das Interesse der Investoren ebenso. Das sind gute Voraussetzungen dafür, den Ausbau des Angebots voran zu bringen. Gerade bei der Konzeption von Neubauprojekten ist es jedoch nötig, neben den Perspektiven des Betriebs und der Finanzierung auch die Nachhaltigkeit des Konzepts im Sinne von Bewohnern und Mitarbeitenden zu berücksichtigen. Wie der Spagat zwischen den unterschiedlichen Perspektiven gelingen kann, diskutieren die Branchenexperten Stefan Arend und Jörg Fischer anhand von fünf Themenfeldern in ihrer virtuellen Debatte.

in der Struktur wie auch dem Standort festmachen lassen. Formale Vorgaben zur Einbindung ins Quartier begrenzen so manchen gestalterischen Wurf. Aber spielt uns ein Katalog nüchterner Rahmenvorgaben nicht sogar oftmals sogar zu? Geht es doch beim Wohnen im Sinne von Normalität und Alltag um Selbstbestimmung und Teilhabe.



Foto: Feigentreu

Jörg Fischer, Architekt und Geschäftsführender Gesellschafter bei Feddersen Architekten in Berlin.

1 Identität statt Immobilie

Stefan Arend: „Viele Pflegeimmobilien sind völlig austauschbar.“

Man kann beim Bau von Pflegeheimen im Gegensatz zu anderen öffentlichen Bauten so gut wie keine individuelle architektonische Handschrift ausmachen, die man mit einem Investor oder einem Betreiber in Verbindung bringen könnte. Die Pflegeimmobilien sind völlig austauschbar. Höchstens ein Logo am Haus bietet Orientierung, um welche Organisation es sich handelt, die im Gebäude wirkt oder das Bauwerk hat errichten lassen. Die Architekten und Planer dieser trostlosen pflegerischen Zweckbauten werden oftmals gar nicht mehr genannt.

Jörg Fischer: „Formale Vorgaben begrenzen so manchen gestalterischen Entwurf.“

Aus unserer Sicht entsteht Identität nicht durch einen vordergründigen Gestaltungskanon, geht es doch um eine erlebbare Qualität über die Architektur und Immobilie hinaus. Vielmehr stehen Haltung und Werte im Vordergrund. Aspekte also, die sich zunächst in der Unternehmenskultur und dann baulich

2 Systembau oder Individualität?

Stefan Arend: „Viele Gebäude werden auf Basis einer skalierbaren Planung in Fertigbauweise errichtet.“

Es hat den Anschein, dass vor allem große Pflegeketten analog der Logik der Systemgastronomie oder -hotellerie verstärkt auf eine vorgegebene Gestaltungslinie ihrer Immobilie setzen. Diese Gebäude werden auf der Basis einer normierten, skalierbaren Planung in einer System- oder Fertigbauweise errichtet. Das spart Zeit und Geld. Investoren und Betreiber müssen sich dabei nur noch für die jeweilige Größeneinheit der Immobilie entscheiden: mit der Auswahl von 60, 80, 100 oder mehr Betten. Architektonisch kehrt man damit an einen Punkt zurück, den man mit der Entwicklung von kleinteiligen Wohngruppen und Hausgemeinschaften schon überwunden dachte.

Jörg Fischer: „Raumangebote für eine spezifische Nutzung können das Gefühl von Identität stärken.“

Eine Beliebigkeit in der Gestaltung von Gebäuden sollte ebenso vermieden werden wie eine ikonische Sichtbarkeit. Wohnen sollte in seinem atmosphärischen Sinne verstanden werden, um ihm Raum oder besser Räume zu geben. Denn es geht für den alten Menschen um eine hohe Dichte an Wahlmöglichkeiten identitätsstiftender Atmosphären. Wir schaffen sie etwa, indem sich lokaltypische Materialien und Farbcodes als Referenzen der Identität im Entwurf

wiederfinden, wie wir auch gestalterische Kontrapunkte setzen, die sich bewusst daran reiben. So können auch Raumangebote für eine spezifische Nutzung das Gefühl von Identität stärken.

3 Wohnraum mit Arbeitsplatz

Stefan Arend: „Eine unwirtliche Umgebung verhindert eine positive Einstellung zur Aufgabe.“

Die Architektur der Pflegeeinrichtung wirkt nicht nur auf die Bewohner, sie nimmt auch unmittelbar Einfluss auf die Zufriedenheit der Mitarbeiter. Eine unwirtliche Umgebung erschwert oder verhindert eine positive, lebensbejahende Einstellung zur Aufgabe. Das ist gerade bei Pflege und Begleitung fatal. Diese traurige Entwicklung wird auch bei der weitestgehend lieblosen oder auch misslungenen Gestaltung der Innenräume von Pflegeheimen deutlich. Nur sehr wenige Gebäude weisen so etwas wie eine innenarchitektonische Sprache auf.

Jörg Fischer: „Authentische Angebote sind besser als eine vom Betreiber gewünschte Deko-Nummer.“

Wir plädieren dafür, dass jene, welche die Angebote entwickeln, alle Nutzergruppen – Bewohner, Angehörige, Personal und die Öffentlichkeit – in die Debatte und damit aktiv in die Planung eingebunden werden. Statt eine wie von manchem Betreiber gewünschte „Deko-Nummer“, entstehen dann wirklich bedarfsgerechte, weil authentische Angebote. Neben den sichtbaren Qualitäten sollte es dabei auch um ein ganzheitliches Verständnis, also um multisensorische Qualitäten wie Raumklima, Haptik und Akustik gehen. Wir sollten mehr Luft und Licht in unsere Häuser lassen und über Materialqualitäten nachdenken. Das muss es uns wert sein – auch im Sinne einer attraktiven Arbeitsumgebung.

4 DIN-Norm und Gestaltung

Stefan Arend: „Bäder erfüllen die DIN-Norm, einen ästhetischen Anspruch erheben nur die wenigsten.“

Manchmal erinnert die Raumempfindung vieler Pflegeheime an Kindertagesstätten, die für die Jüngsten anregend und perfekt wäre, aber eben nicht für die Pflege hochbetagter Menschen. Beispiel Bad: Die Sanitärräume sind weit davon entfernt, die Anforderungen an einen anregenden Lebensraum zu befriedigen. Selbstredend erfüllen sie die einschlägigen DIN-Normen, sind barrierefrei und verfügen über die notwendigen Schutz- und Hilfsvorrichtungen. Aber einen ästhetischen Anspruch erheben nur die wenigsten. Im Gegenteil: Die meisten Bäder stigmatisieren die Bewohnerinnen und Bewohner durch

Haltegriffe, Klappspiegel, Duschstühle sowie durch Notrufvorrichtungen mit zur Schau gestelltem und manifestiertem Hilfebedarf.

Jörg Fischer: „Die Zielgruppe der Alten wird sich in Zukunft noch weiter ausdifferenzieren.“

Letztlich müssen wir uns als Gesellschaft fragen, welchen Stellenwert das Alter und das Wohnen im Alter jetzt und in Zukunft haben soll. Was ist es uns Wert, wie Betagte – letztlich ja später wir einmal selbst – leben wollen? Das ist die Kernfrage! Daraus ergeben sich alle konzeptionellen und gestalterischen Fragen im Hinblick auf eine angemessene Architektur, wie etwa das Bad im Alter aussehen sollte. Diese gesellschaftliche Debatte müssen wir stärker öffnen. Insofern sehen wir hier sowohl großen Gestaltungsspielraum als auch ein hohes Maß an bisher unausgeschöpftem Innovationspotenzial. Schließlich wird die Zielgruppe sich in Zukunft noch weiter ausdifferenzieren.

5 Beratung und Dialog

Stefan Arend: „Die Vorgaben von Politik und Kostenträgern sind zu eng.“

Auch selbstbewussteste Investoren sind auf Beratung angewiesen, wenn es gilt, gelingende und wirtschaftlich erfolgreiche Lebensräume zu schaffen. Durch fundierte Beratung lässt sich die Asymmetrie zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer ausgleichen. Und mit kreativen Ideen und einer nachhaltigen Energieversorgung ist es heute auch möglich, wirtschaftlich und doch anspruchsvoll zu bauen. Investoren und Betreiber, die sich für eine inhaltliche Fortentwicklung der Langzeitpflege engagieren, müssen der Politik und Kostenträgern verdeutlichen, dass die viel zu eng gesetzten Vorgaben und Maßstäbe zum Investkostenanteil nicht ausreichen, um lebensdienliche und die Persönlichkeit der Pflegebedürftigen würdigende Immobilien zu schaffen.

Jörg Fischer: „Haben wir mehr Mut, uns mit unserem eigenen Älterwerden zu befassen!“

Es wäre sehr hilfreich, würden alle Beteiligten aus den Nutzererfahrungen für neue Projekte lernen. Es geht nämlich um einen generationenübergreifenden Dialog, eine professionelle Evaluation und um Offenheit, zu Neuem aufzubrechen. Dass das auch von Bauherrenseite verstanden und sogar gewollt wird, können wir immer wieder feststellen. Das Verhältnis mit Auftraggebern in unserer Realität ist partnerschaftlich und auf Augenhöhe, denn es geht nur gemeinsam. Haben wir mehr Mut, uns mit unserem eigenen Älterwerden zu befassen und Neues auszuprobieren, denn wie sagte schon Joachim Fuchsberger: „Alt werden ist nichts für Feiglinge!“ CI



Foto: KWA

Stefan Arend, langjähriger Vorstand des Kuratoriums Wohnen im Alter KWA, jetzt Leiter des Instituts für Sozialmanagement und Neue Wohnformen.